

Zeitschrift: Toggenburger Annalen : kulturelles Jahrbuch für das Toggenburg
Band: 24 (1997)

Artikel: Zwischen Konservierung und Verschönerung : Renovation in Ebnat-Kappel
Autor: Hatz, Pierre
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-883507>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zwischen Konservierung und Verschönerung

Renovation in Ebnat-Kappel

Pierre Hatz, St.Gallen

Unscheinbar und unverzichtbar

Die leicht erhöhte, sonnige Lage ist begehrt. Dicht drängen sich Wohn- und Einfamilienhäuser verschiedensten Gepräges am Ackerhusweg, der zum Heimatmuseum der Albert Edelmann-Stiftung in Ebnat führt. Wäre nicht die alte, sich eng schlängelnde Wegführung und stünde da nicht ein gutmütiges, vielversprechendes Haus, das mit seinen gealterten Oberflächen Zeit und Kontinuität demonstriert, würde man hier weniger nach baulichen Raritäten suchen.

Doch in der Tat, und einmal mehr, zeigt sich, dass auch an unerwarteten Stellen, hinter unscheinbaren Fassaden oder innerhalb als auffällig vorverurteilter Gebäulichkeiten uraltes Kulturgut verborgen liegt, Zeugen einer Zeit, die wir nicht gekannt haben, oder die wir durch unseren Fortschrittsglauben immer mehr verdrängen.

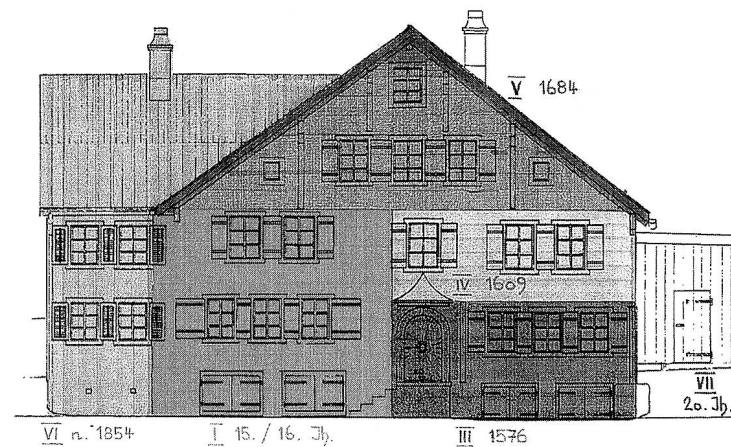
Waren es früher noch prominente Einzelgebäude oder besonders augenfällige und «tourismus-gefällige» Anlagen, die im Mittelpunkt denkmalpflegerischer Bemühungen standen, so hat sich der Denkmalbegriff heute erweitert. Nicht eine Auswahl besonders typischer Objekte als Stellvertreter einer gewissen Zeit macht den Reichtum unserer Heimat aus, sondern die Vielfalt des gewachsenen Kulturgutes mit all seinen Veränderungen, Gebrauchs- und Lebensspuren zeugt von unserer gemeinsamen Vergangenheit, ist ein schaubares «Bilderbuch» der Geschichte. So gilt es Herausforderungen anzunehmen, die sich uns stellen, vermehrt das Auge offenzuhalten nicht nur für das Prachtige, sondern auch für das Schlichte, Verheissungsvolle.



Das erhöhte Rundbogenportal dürfte aus dem 16. Jahrhundert stammen. Die Türe mit dem Strahlenmuster und das Vordächlein gehören dem Spätbarock an, wohl Ende 18. Jahrhundert. – Foto Heini Oberli, Wattwil.

Alte Konstruktionen unter biedermeierlichem Kleid

Das Haus Ackerhusweg 26 (ehemals Oberdorfstr. 35) wird bereits im Ortsbildinventar von 1977 als eines der ältesten Gebäude am Ort bezeichnet. Wie spannend die Bauschichte ist, konnte erst aufgrund einer baugeschichtlichen Analyse und anlässlich baube-



Baugeschichte

I 15./16. Jh.
turmartiger muraler Kernbau, zwei Vollgeschosse hoch und ganzflächig unterkellert.

II 15./16. Jh.
bergseits muraler Anbau von Oekonomieräumen und einer Küche.

III 1576 d
ostseitige Erweiterung um einen zentralen Erschliessungsgang hinter repräsentativer, bemalter Rundbogentür und einem unterkellerten Strickbauteil mit Stube.

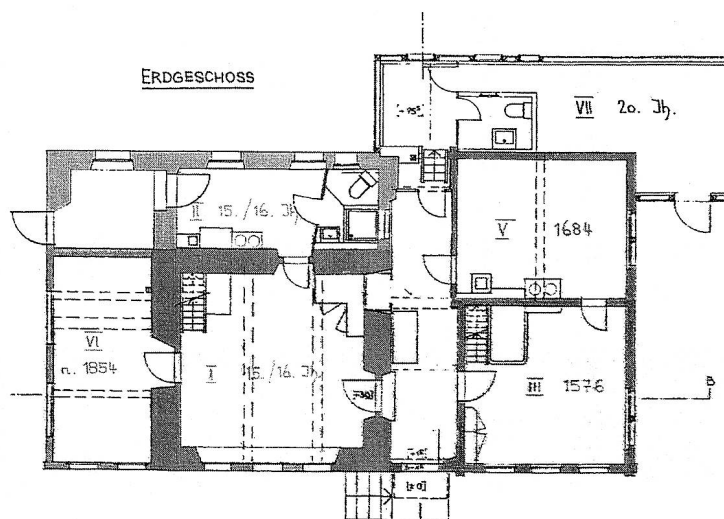
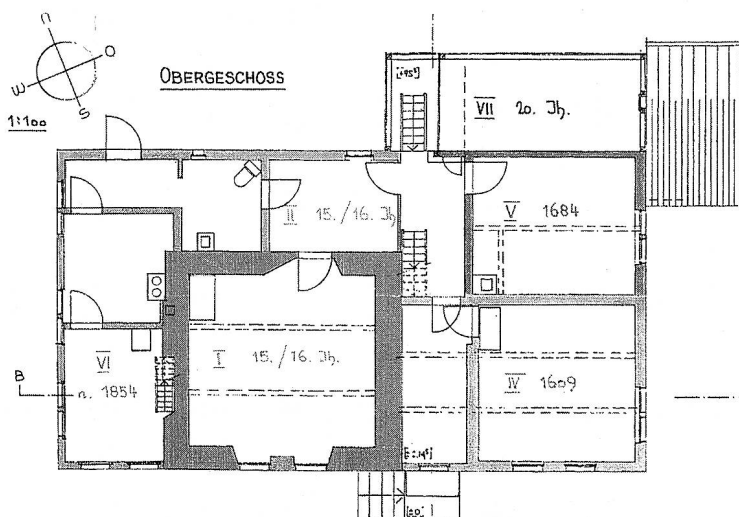
IV 1609 d
Umbauten und Ausmalungen am Kernbau, ostseits Neuaufsetzen (oder Ersetzen) eines Kammergeschosses in bemaltem Sichtfachwerk.

V 1684 d
zum Ostteil bergseitiger Anbau einer Küche, Aufsetzen des heutigen Satteldaches.

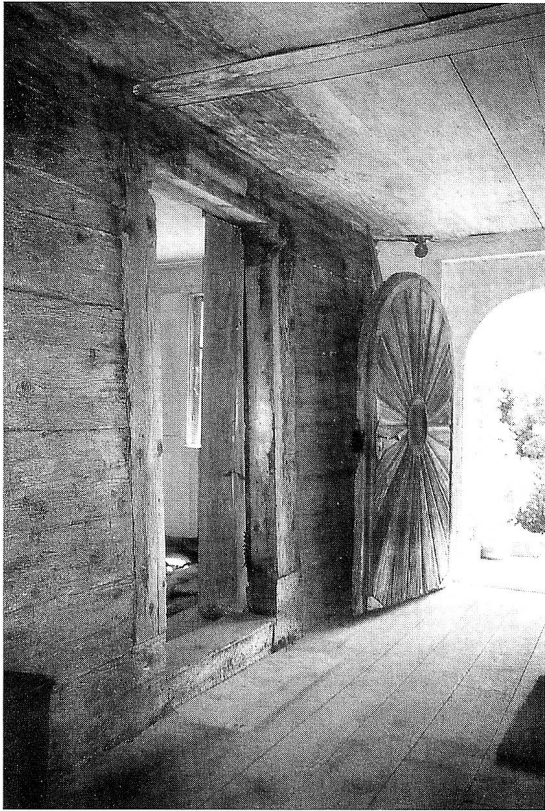
V b 1. H. 19. Jh.
Erneuerung der Innenausbauten, Ueberputzen der Fassaden, Umbau der beiden Keller in Weblöcke [?].

VI nach 1854
westseits Anbau eines zweigeschossigen Wohnteiles unter einem Querfirst.

VII 20. Jh.
bergseits Anbau einer kleinen Stallscheune → 1994 Ersatz durch eine Kunstschmiede-Workstätte.



Baustappenplan des Hauses Ackerhusweg 26 in Ebnet-Kappel. Interpretiert von Peter Albertin, Winterthur, Oktober 1995.



Der Flur führt in ein geschichtsträchtiges Haus, das am Anfang mangels Komfort nicht leicht zu bewohnen war.



In der alten Stube zeigt der originale Verputz Reste von Quadermalerei. Die Türbeschläge loben den Meister Häberli. – Fotos Pierre Hatz.



Ebnat-Kappel, Ackerhusweg 26 (ehemals Oberdorfstrasse 35). Giebelfront mit einheitlichem Putzkleid des 19. Jahrhunderts. Die «springenden» Fenster und Unebenheiten lassen die bewegte Baugeschichte erahnen. – Foto Heini Oberli, Wattwil.



In der rückseitigen Strickwand Spolie einer Wandmalerei, darstellend einen Zinnkrug, um 1600 (wieder zugedeckt). – Foto B. Anderes, Rapperswil.



Im spätmittelalterlichen Kernbau öffnen sich kleine Fenster, welche an Turmbauten erinnern. Oder waren sie so klein mangels Glas? – Foto Pierre Hatz.

gleitender Dokumentation aufgeschlüsselt werden. Noch sind einige Rätsel offen, noch gibt es Verschiedenes zu beobachten und zu interpretieren. Klar ist die Grundstruktur, und verlässlich sind die mittels der dendrochronologischen Methode (Vermessung der Jahringabstände am Holz und Auswertung anhand von Vergleichskurven) ermittelten Fälldaten des Bauholzes. Die baugeschichtliche Untersuchung, eine noch junge, zunehmend bedeutungsvoller werdende und in Denkmalpflegekreisen schon längst anerkannte Disziplin, wurde durch das spezialisierte Büro Peter Albertin, Winterthur, durchgeführt. Bald war denn auch klar: Was von aussen einheitlich und relativ geschlossen aussieht, erweist sich im Innern als komplexes, durch den Lauf der Zeit und durch die Bewohnergeschichte geprägtes Gebilde, ein Konglomerat gemauerter und gezimmerter Konstruktionen, «angereichert» mit einem Innenausbau, der zwar nur bruchstückhaft vorhanden, aber trotzdem Teil der Aussage ist.

Ältester Teil des Wohnhauses ist der gemauerte, mit Balkendecken versehene, annähernd quadratische Wohnbereich der heutigen Stube mit Innenmassen von rund 4.60 m auf 4.40 m. Diese turmartige Struktur erstreckt sich vom Keller bis in den ersten Stock, ist somit dreigeschossig und stammt sehr wahrscheinlich aus dem 15./16. Jahrhundert. Durch diesen Be-

fund zwingen sich Vergleiche zu ähnlichen Bauten, etwa das Haus Steiner in der Eich auf, wo ebenfalls turmartige Grundstrukturen – dort allerdings mit massiven Kreuzgewölben – auffallend sind. Es stellt sich auch die Frage nach dem Ursprung dieser gemauerten Konstruktionen in einer holzreichen Gegend. Waren es feste Häuser oder gar Wohntürme? Eine Frage, die im Toggenburg noch offen bleibt. Nicht genauer festzulegen, aber durch Albertin etwa in die gleiche Zeit datiert, ist die rückwärtige Zone, die im Erdgeschoss gemauert, Küche und Treppe, im gestrickten Obergeschoss den Zugang zur oberen Kammer aufnimmt.

Um 1576 wird das Haus südostwärts durch eine Bohlenständerkonstruktion um den aktuellen Hauszugang und um eine neue Stube erweitert. Diese bis über das Erdgeschoss erhaltene Konstruktion wird bereits 1609 mit einem Obergeschoss aufgestockt oder erhält dann zumal eine Fachwerkkonstruktion. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts, um 1684 datiert, folgt hangseits eine zweigeschossige Erweiterung möglicherweise ebenfalls nur als Ersatzbau, mit welcher gleichzeitig ein neuer Dachstuhl mit der gestrickten Giebelfront aufgesetzt wird.

Die letzte wesentliche Erweiterungsphase wurde nach 1854 ausgeführt; damals entstand westlich ein Anbau, der mit einem Querfirst

auf das Hauptdach anschliesst. Gleichzeitig dürften die Fenster auf der Hauptfront symmetrisch angeordnet und im biedermeierlichen Geist zu Einzelfenstern mit Schlagläden umgestaltet worden sein. Damals ist die Frontfassade wohl auch mit dem vereinheitlichenden Putzkleid versehen worden; die in über 400 Jahren zusammengewachsenen Teile waren zu einem Ganzen geworden, ein massiv wirkendes, gekalktes Wohnhaus, das sich vom typischen, sonnengebräunten Togenburgerhaus selbstsicher abzuheben wusste.

Das drohende Schicksal

Einführend hatten wir dazu aufgerufen, das Auge auch für Unspektakuläres, für alt und vielleicht unschön Gewordenes offenzuhalten. Diese Chance verdienen unsere Baudenkmäler auf alle Fälle; denn diese stummen Zeugen der Geschichte brauchen unsere Aufmerksamkeit besonders dann, wenn sie das Zuviel an Witterung in Mitleidenschaft gezogen hat, wenn sie von den Lebensspuren geprägt, vom Gebrauch geschwächt sind, wenn sie gar abbruchbedroht sind.

So manches Bauwerk hat seine Geschichtlichkeit eingebüsst, nur weil man ihm die nötige Aufmerksamkeit verwehrt hat. Es ist oft so, als

zerstöre man eine Urkunde unserer eigenen Vergangenheit, bevor man sie zur Kenntnis genommen, geschweige denn gelesen hat. Wie folgenschwer kann es doch sein angesichts einer fälligen Fassadenrenovation, fehlende Infrastrukturen, ungewohnte Grundrissteilungen, niedrige Stockwerkhöhe und bescheidene Wärmedämmeigenschaften ins Feld zu führen, um dem verführerischen Wunsch «neu und besser» zu folgen, einen Zeitzeugen als unheilbar zu erklären und für den Abbruch freizugeben. Bauten haben immer Zukunft: sie sind in den wenigsten Fällen «abbruchreif», und es gibt zunehmend Leute, die das suchen, was solche Häuser bieten: Identität, Wohnwert und Geborgenheit; sie sind auch eine individuelle Herausforderung zu Kreativität und stellen ein echtes Engagement zur Wahrung eines Kulturgutes dar.

Die wichtigste Voraussetzung: «ideale» Eigentümer

Es ist wohl ein ausserordentlicher Glücksfall, dass Martin und Evelyn Häberli auf der Suche nach einem neuen Heim schon bald auf das eigenartige, unscheinbare Haus aufmerksam wurden und sich dafür zu interessieren began-



Alt und Neu in wohltuender Spannung, Die moderne Küche mit alten, sehr einfachen Möbelstücken.



Die restaurierte Nebenstube trägt ein spätbarockes Gepräge mit alter Ausstattung. – Foto Pierre Hatz.



Ackerhusweg 26. Grüner Stufenofen in der Nebenstube. Die glatte, aber architektonisch betonte Form ist für das Toggenburg ungewöhnlich, Ende 18. Jahrhundert. – Foto B. Anderes, Rapperswil.

nen. Das Wohnhaus, damals im höchsten Grad renovationsbedürftig, verbarg seinen hohen Investitionsbedarf nicht, liess aber seinen Zauber wirken. Die «nonverbale» Begegnung hat geklappt. Allen Vorurteilen zum Trotz haben Häberli das Haus übernehmen können, haben begonnen es kennen zu lernen. Nicht blinde Liebe auf den ersten Blick, die erlischt wie ein Strohfeuer; es war der Beginn einer Beziehung, die sich vertieft hat, die es ermöglicht hat, die Gebrechen des alternden Bauwerkes als Herausforderung anzunehmen, über Jahre Arbeit in das Haus zu stecken, es behutsam bewohnbar zu machen.

Da bot sich ein historisches Objekt an, ein unverwechselbares «Gesicht», von der Sonne gegerbt, vom Leben gestärkt, ein geräumiges Heim, das dem Wunsch nach gesundem Wohnraum und nach geeigneter Kunstschmiedewerkstatt aufs schönste entgegenkam. Da sind die idealen Eigentümer, eine Familie, die sich nach den baulichen Gegebenheiten richtet, die niedrigen Türstürze in Kauf nimmt, selber Hand anlegt und den Unterschied zum vermeintlich zweckmässigen Neubau gerne hinnimmt.

Unmittelbar nach dem Kauf im Jahre 1994 entschlossen sich die jungen Eigentümer zum sofortigen Einzug. Im westlichen Hausteil war eine einfache Infrastruktur vorhanden, die das Wohnen, eine Art Campieren, ermöglichte. Der Kunstschlosser Martin Häberli hat sogleich die Reichhaltigkeit des Hauses, die kunsthandwerklichen Details, etwa die schönen Türbeschläge erkannt, aber auch den drohenden Vandalismus abgewehrt. In einer ersten Phase ging es darum, das Haus herzurichten, um es definitiv bewohnbar zu machen und eine Kunstschlosserei einzurichten. Die Aufgabe war anspruchsvoll, ging es doch darum, eine zusätzliche Werkstatt in den Hang einzubauen. Zudem waren umfassende Erneuerungen am Wohnhaus selbst vorzunehmen, die ihrer Komplexität zufolge letztlich doch eine permanente Baustelle hervorriefen. Am Ort der urtümlichen Küche mit der Feuerung kam auch die neue Küche zu liegen, wobei nebst den gesamten Installationen auch der Bodenaufbau völlig erneuert werden musste; trotzdem haben die abgelaufenen Steinplatten wieder Verwendung gefunden. Die nebenanliegende Wohnstube mit den biedermei-

erlichen Tafelungen, den alten Fenstern und dem wunderschönen, grün glasierten Rokoko-Stufenofen - ein seltenes Stück - war wohl in Stunden aufkommender «Baustellenmüdigkeit» Aufmunterung und Belohnung zugleich. Das «Ja zum Haus» hat den Aufwand gelohnt.

Renovieren in Etappen

Es zeigt sich immer wieder, dass das Renovieren in Etappen den Vorteil hat, die Massnahmen bedachter und sorgfältiger durchführen zu können. Wo weniger gemacht wird, ist die Zerstörung geringer. Wo in Schritten gearbeitet wird, kann «ausprobiert» werden, können die Massnahmen hinterfragt und wenn nötig angepasst werden.

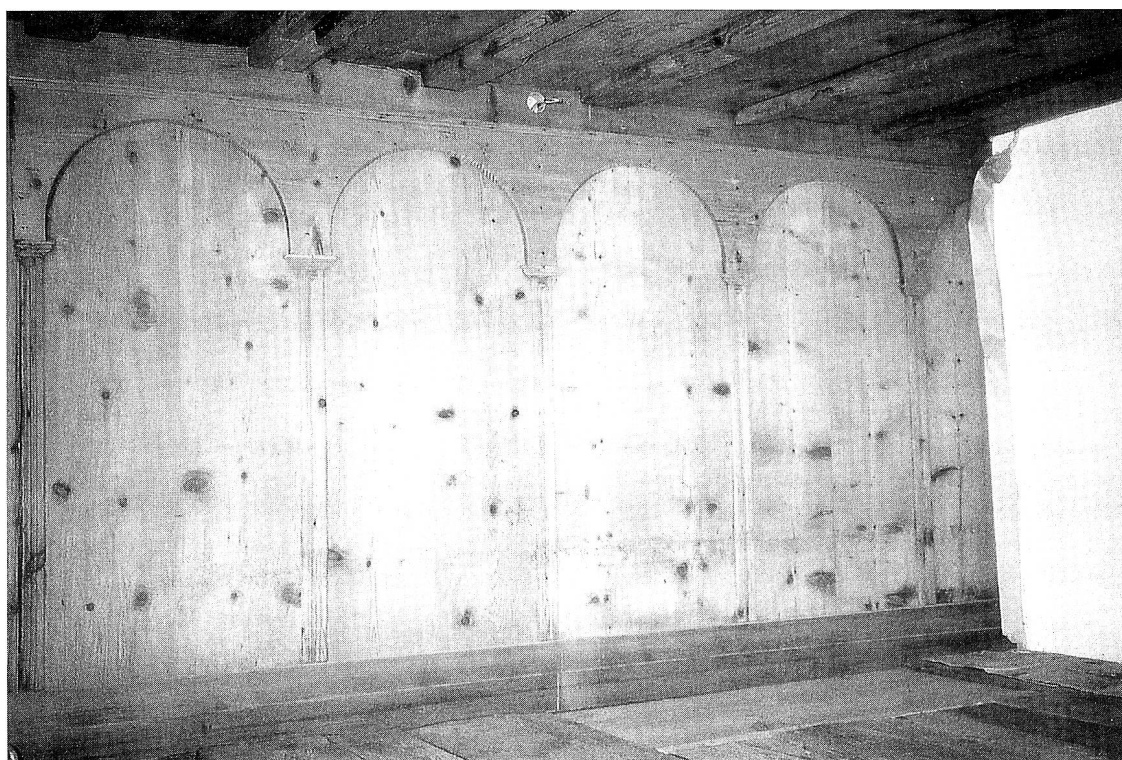
Nicht gravierende, aber doch problematische Entscheide der ersten Etappe, etwa das voreilige Ablaugen eines Wandschranks oder die Entfernung von altem Wandputz, konnten in der Folge diskutiert werden. Mit Freude haben wir festgestellt, dass wohl «Lehrgeld» bezahlt wurde, dass die Erfahrung resp. das Resultat dadurch aber bewusst wurden und für die darauffolgenden Schritte «heilend» waren.

Aus denkmalpflegerischer Sicht hätten wir zwischen der Renovationsetappe im Ostteil und der Erneuerung der grossen Stube im gemauerten Teil gerne etwas gewartet, offenbar ist es aber schwierig, in einer «Wundertüte» zu

wohnen, ohne nachzuschauen, was es da noch alles zu entdecken gibt.

So begannen auch die Arbeiten im Erdgeschoss West. Hinter einem schlichten Täfer traten die Narben des alten Gemäuers, aber auch alte Putzschichten zu Tage, welche Reste schwarzweisser Architekturmalerei sog. Eckquadrierungen mit abstraktem Diamantmuster trugen, wie man sie sonst an Fassaden antrifft, 2. Hälfte 16. Jahrhundert. Wohl älter sind dagegen diverse kleine Fensterchen mit geschrägten Leibungen und Fensteranschlag in der Mitte der Mauer. Auf zweitverwendeten Balken an der gestrickten Rückwand fanden sich Spuren einer figürlichen Bemalung, von der allerdings nur ein Zinnkrug klar zu erkennen war (wieder zugedeckt). Angesichts des Baualterplans darf über die nicht weniger als sieben Bauetappen (davon fünf bis ins späte 17. Jahrhundert) gestaunt und gewerweist werden. Das so homogen erscheinende Giebelhaus hat erst einen Teil seiner Geheimnisse gelüftet. Auffällig ist die Tatsache, dass der Raum heute wohl zwei Türen und einen bereits früher vermauerten Zugang hat, dass aber ursprünglich der Zugang über das Obergeschoss erfolgt sein muss.

Die Decke über der Stube wurde vor etwa 30 Jahren rigoros erneuert; so stand deren erneuerten Veränderung und damit auch der Renovation des darüber liegenden Raumes nichts im Wege.



Ackerhusweg 26. Im Obergeschoss eingebautes Arkadentäfer aus Wildhaus und Bohlenbalkendecke aus Rapperswil, wohl 16. Jahrhundert. - Foto Pierre Hatz.

Gesammeltes Gut findet eine passende Verwendung

Da keine oder kaum historisch wertvolle Substanz auf dem Spiele stand, wurden auf Wunsch des Bauherrn die muralen Räume im Charakter so gestaltet, wie sie im Spätmittelalter möglich waren, das heisst mit gekalkten Wänden und hölzernen Deckenkonstruktionen. Dem originalen Wandputz wurde grösstmögliche Sorge getragen; für den unumgänglichen Ersatz kam eine Sumpfkalktechnik mit ähnlicher Zusammensetzung und gleicher Struktur zum Einsatz. Die Reste der Wandmalerei sollen konserviert und je nach Zustand und Möglichkeit ganz leicht ausgebessert werden, so dass sie ihren fragmentarischen Charakter und dokumentarischen Wert behalten.

Aus einem Renovationsobjekt in Rapperswil stammt eine schöne gotische Bohlenbalkendecke, die Verwendung im Obergeschoss findet; aus dem Abbruchmaterial des Bauernhauses Iselberg bei Oberbüren eine einfachere Decke, welche über der Stube eingebaut wurde. Kaum zu glauben, was alles herumgeboten wird. Martin Häberli konnte auch Teile einer passenden Rundfeldertäferung sichern. Reststücke einer Renaissance-Schrankanlage aus dem ehemaligen Kloster Alt St. Johann fanden hier als Leihgabe sinnvolle Verwendung. Dieses Sammeln und Komponieren ist ein «Nebenschauplatz» denkmalpflegerischer Tätigkeiten und ergäbe ein eigenes Diskussionsthema. Im vorliegenden Fall fand «Strandgut» einen passenden Rahmen und Rettung vor der Zerstörung.

Aussen: Quaderzeichnungen und Fachwerk als Versuchung

Die Fassadenrenovation spielt sich ebenfalls in verschiedenen Schritten ab, wobei der Blick auf den Schlusszustand nie aus dem Auge verloren werden darf. Dies dürfte hier nicht allzu schwierig sein, nachdem sich die Erkenntnis durchgesetzt hat, das Haus im verputzten Zustand des 19. Jahrhunderts zu belassen. Das «Gespenst», teils verputzte und bemalte, teils gestrickte und geständerte Partien nebenein-

ander zu zeigen wie eine baugeschichtliche Gemischtwarenhandlung, ist gebannt. Die Giebelfront wird wiederum in Kalktechnik verputzt; die Seitenfassaden erhalten einen Schindelschirm, der allerdings zwei Fensterachsen breit um den jüngeren Querbau herumgezogen wird, um den Kernbau ablesbar zu machen. Die alten feinteiligen Fenstersysteme wurden belassen und mit Vorfenstern ergänzt. Mit der Renovation der Fassade werden die äusseren Arbeiten vorläufig abgeschlossen sein; vorläufig, denn wiederum gilt es eine Pause zu machen. Historische Bauten lassen sich kaum durch einen einmaligen Kraftakt «bewältigen», vielmehr verlangen sie kontinuierliche, wohl überlegte, pflegende und konservierende Schritte.

Ein schönes Resultat

Auch ohne den fertigen Zustand präsentieren zu können, hat sich das bisherige Engagement aufs schönste gelohnt. Anerkennung verdienen in erster Linie die Eigentümer und die beauftragten Spezialisten; aber auch die wohlwollende Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Kultur, mit der Kantonalen Denkmalpflege und der Gemeinde Ebnet-Kappel schlägt sich im guten Resultat dieser Restaurierung nieder.

Ein altes Haus ist mit zeitgemässer Infrastruktur ausgerüstet worden, ohne dass es substantielle Schäden erlitten hätte, ohne dass der Charakter verfälscht worden wäre, ohne dass es die Aura des Einmaligen eingebüsst hätte. Alle Räume, zu einem Ganzen verbunden durch die intakte Hausfluranlage, haben ihren speziellen Reiz bewahrt. Dies zeigt sich in den schön gealterten Böden und in den meist originalen Türen und nicht zuletzt in alten Beschlägen – durch Martin Häberli instandgesetzt und meisterhaft restauriert.

Die sorgfältig renovierten Kammern und die noch immer fundversprechenden Stellen, etwa unter der Kalktünche im Hausgang, machen das Haus zum Zeugnis bewältigter Erneuerung und gezügelter Neugier.

Aus der Werkstatt hinter dem Haus ertönen kräftige, wohldosierte Hammerschläge, Pulschläge eines neuen Lebens. Ein stummes Gemäuer hat seine Sprache wiedergefunden.